

Mark Bredemeyer

Runenzeit Im Feuer der Chauken

Impressum

1. Neuauflage: Oktober 2010
Dresdner Buchverlag GbR, Bürgerstr. 20, 01127 Dresden •
www.dresdner-buchverlag.de

Urheberrecht am Text: Mark Bredemeyer

Lektorat/Korrektorat: „Verlags- & Autorenservice“ Peggy Salomo
Bürgerstr. 20, 01127 Dresden • www.lektorat-salomo.de

Coverbild: Kristina Gehrman
Layout: „ellegraph“ Dajana Mehner

KARTENMATERIAL AM BUCHENDE (erstellt durch den Autor)

ISBN: 978-3-941757-18-9

Preis: 24,90 EURO

*Runen wirst du finden und Ratstäbe,
sehr starke Stäbe,
sehr mächtige Stäbe.
Erzredner ersann sie, Götter schufen sie,
sie ritzte der hehrste der Herrscher.*

Havamal, Odins Runenlied, Lieder-Edda

Prolog

Wie in jedem Winter trânt mein Auge von den vielen Stunden im stickigen Rauch des Torffeuers. Ich blinzele einige Male und reibe mir die laufende Nase. Die geschwellenen Schleimhäute in Mund und Rachen brennen ein wenig vom Einatmen der verräucherten Luft. Ohne mich weiter daran zu stören, lehne ich mich zurück an die kühle Flechtwerkwand. Ich strecke meine Beine unter den kleinen Tisch vor mir und drehe den dicken Papyrus in den Schein des Feuers, um besser lesen zu können. Von draußen erklingt lautes Lachen und freudiges Geschrei, dann höre ich dumpfe Schläge gegen die andere Seite der Wand, an der ich sitze. Die Kinder bewerfen sich mit Schneebällen und haben ihre Freude dabei! Die hohe, klare Stimme meiner lieben Frau mischt sich in das Gelächter, sodann das Bellen der Hunde. Ein Gefühl des Glücks und der Wärme durchläuft mich, trotzdem ziehe ich den Umhang an meinem Hals enger zusammen. Ich muss dringend hinaus zu ihnen, etwas frische Luft schnappen! Zu lange habe ich heute schon wieder hier gehockt und geschrieben, gelesen und weiter geschrieben. Die düsteren Wintermonate, in denen die harte Feldarbeit ruht, sind ideal dafür. Ich will, nein, ich muss meine ungeheuerlichen Erlebnisse festhalten – sie aufschreiben und dann irgendwo sicher verwahren. An einem Ort, wo sie Jahrtausende überdauern können. Denn meine Aufzeichnungen sind nicht für die Menschen dieser Zeit, dieser Epoche bestimmt, schließlich gibt es keinen Einzigen unter ihnen, der meine Worte würde lesen oder gar verstehen können. Dennoch handelt die Geschichte von ihnen – besser: von uns! Es ist meine Geschichte und die ihre. Meine Danksagung an dieses Volk.

Warum ich so dankbar bin? Weil ich hier mein Glück gefunden habe. In dieser uralten Welt, dieser uralten Zeit. Kaum etwas würde von ihr bleiben, kaum etwas würde man noch von ihr wissen nach 2000 Jahren. Die Kultur und die Rituale dieses Volkes, seine Sprache, seine Helden, seine Götter. Fast alles würde verschwinden, untergehen im Mahlstrom der Jahrtausende!

Meine Geschichte soll dazu beitragen, ein wenig davon in die Zukunft zu retten. Diese Menschen, die sich selbst »Chauken«, also die »Hohen« nennen, haben mich aufgenommen und beschützt. Immer und bedingungslos. Ohne meine Familie und meine Freunde unter ihnen wäre ich längst tot und vergessen. Unsere Schicksale haben sich untrennbar miteinander

verknüpft, haben sich vermischt wie die Wasser eines Baches, der in einen größeren Fluss mündet.

Diese Erzählung ist mein Tribut an das Volk der Chauken – ein großartiges Volk von geruhsamen Bauern und immer, wenn es nötig war, auch tapferen und furchtlosen Kriegern. Ich selbst habe viele blutige Schlachten und harte Hungerwinter überstanden, mit den Chauken im »Gewaltigen Krieg« gekämpft, war Zeuge der Unterwerfung der Langobarden durch den angesehenen Tiberius, der später Kaiser von Rom wurde. Ich habe Arminius dabei geholfen, die drei Legionen des berühmten Varus in einer der bekanntesten Schlachten der Geschichte zu besiegen, und habe dafür einen der begehrten Legionsadler als Belohnung bekommen. Anschließend habe ich mit Mühe und Not die Vernichtungsfeldzüge des gerissenen Fuchses Germanicus überlebt. Ich habe schwere Verletzungen durchgestanden und schmerzliche Opfer gebracht.

Lang ist all dies her und ich will auch nur von einigen dieser Ereignisse erzählen. Die letzten Jahre sind zunehmend schneller verflogen und meine Erinnerungen drohen zu schwinden. Vielleicht werden meine Aufzeichnungen eines Tages entdeckt, entziffert und gelesen – und die Erkenntnisse der nüchtern sachlichen Wissenschaft in ferner Zukunft revolutionieren! Geschichte würde umgeschrieben werden müssen, wenn irgendwann das öffentlich würde, was ich auf die Papyrusrollen in der Kiste neben mir geschrieben habe.

Gedämpft erklingt erneut das Lachen meiner Kindeskinde von draußen herein. Offenbar sind sie nun gemeinsam in den verschneiten Wald gelaufen. Langsam erhebe ich mich und schüre das Feuer ein wenig, damit es wieder heller brennt. Meine Erlebnisse aufzuschreiben und dadurch in die Zukunft zu retten, ist das größte Geschenk, das ich meiner Familie und dem Stamm zurückgeben kann! Sollten die Schriftrollen jemals gefunden werden, würde der Name der Chauken eines fernen Tages erneut in aller Munde sein, verdiente Unsterblichkeit erlangen!

Schmunzelnd bei diesem Gedanken lese ich die letzten Zeilen noch einmal, blinzele mit meinem verbliebenen Auge die Rauchtränen weg und lege auch diese Papyrusrolle zu den vielen anderen, die bereits eine große Holztruhe an der Wand füllen. Ich werde die Kiste im Frühjahr tief unter einer Lage Eichenbalken vergraben müssen, solange ich es noch selbst kann. Meine Knochen werden immer müder und meine Kraft geringer.

Wenigstens weiß ich schon, wo ich sie vergraben will, und ich habe kurz das Bild des krummen Steins am Hang des »Hohen Berges« vor Augen. Langsam gehe ich zur Holztür und schreite hinaus in die glänzende Wintersonne.

Der Zauber

Neun Tage und Nächte dauerte das Ritual bereits. Jetzt, kurz vor dem Höhepunkt, saßen die neun Zauberinnen erschöpft auf der kleinen Waldlichtung rings um ein mächtiges Feuer. Sie sammelten ihre Kräfte, murmelten leise, unverständliche Worte und wippten mit ihren Oberkörpern dabei wie in Trance vor und zurück. Sie hatten sich kreisförmig angeordnet, ausgerichtet an dünnen Ebereschepfählen im Boden. Ein rot gefärbtes Band markierte den heiligen Bereich. Hinter jeder der Frauen war ein Büschel mit Früchten oder getrockneten Beeren befestigt, mal Vogelbeeren, mal Holunderbeeren, mal Haselnüsse – alle mit magischer Kraft und stellvertretend für die Aspekte des Lebens und des Todes.

Für einen kurzen Moment gaben die dunklen Wolken den silbern leuchtenden Mond frei. Sein fahles Licht mischte sich mit dem flackernden Schein der Flammen und tauchte die Lichtung auf dem lang gezogenen, bewaldeten Sandrücken in einen unirdischen Glanz. Dies war die Grenze zwischen dem Marschland im Norden und den sandigen Heidelandschaften bis hin zu den ausgedehnten Mooren im Süden und trennte einst sogar Stammesgebiete. Doch der Stamm der Chauken, ein weit verstreutes und eigentlich friedfertiges Volk, hatte nach und nach die kleineren Marsch- und Geestvölker aufgesogen, bis von ihnen nichts mehr geblieben war.

Für die Weisen der Chauken galt diese kilometerlange sandige Erhebung, die sich wie eine Schlange gegen das ansonsten flache Umland abhob, bereits seit Urzeiten als magischer Ort. Hier war man den Göttern näher als irgendwo sonst in dieser Gegend. Schon ihre Urahnen hatten hier überall ihre Häuptlinge und Stammesfürsten begraben, wovon die zahlreichen Großsteingräber ringsum heute noch stumme, aber beeindruckende Kunde taten. Die alten Weisen munkelten, der Sandrücken wäre ein liegen gebliebener Finger des Urriesen, aus dessen Körper einst die Menschenwelt geformt wurde. Sie nannten ihn »Thurisfingar« – Finger des Riesen.

Ein einzelner langer Felsbrocken markierte diesen ganz besonderen Ort

auf dem Thurisfingar, an dem die Zeremonie stattfand. Hier waren die Kräfte der Erdgeister außergewöhnlich stark, wurden sogar durch die jahrtausendealte bronzene Himmelscheibe noch verstärkt. Diese lag unter dem Felsbrocken, sicher tief im Schoße der Mutter Erde eingebettet. Der Zauber, der aus einer Zeit stammte, als die Menschen noch die Sonne und die Gestirne selbst anbeteten, würde erst durch die ebenso alte Scheibe möglich werden. Uralte Kräfte waren darin gebunden und eingefangen – in der Hand eines Wissenden ein mächtiges Instrument! Zauberkundige hatten sie vor lange zurückliegenden Zeiten angefertigt, als alle Dinge gerade erst erschaffen, die Menschen aus Esche und Ulme geschnitzt worden waren und die Götter noch zwischen ihnen wandelten.

Vorbeiziehende Wolken verdüsterten den Mond wieder. Der nachlassende Mondschein ließ die Schatten der Baumäste einen Moment lang wie mächtige Finger nach der kleinen Gruppe greifen. Dann verschmolzen sie mit der Dunkelheit. Die neun Zauberrinnen hatten sich vorbereitet, Beschwörungen durchgeführt, Geist und Körper durch Schwitzen und Fasten gereinigt, Opfer gebracht. Die meisten von ihnen waren von den umliegenden Stämmen der Chauken, einige aber auch von weiter her gekommen: aus den Gebieten der Cherusker, der Angrivarier und der Brukerer.

In dieser heiligen neunten Nacht würde es so weit sein – dann, wenn die Leben spendende Sonne erstmals im neuen Jahr ihre warmen Strahlen über die nördlichen Länder streichen ließ. Wissende und Kundige hatten diesen Zeitpunkt bestimmt, mit der Hilfe uralter Sternenkarten auf anderen Bronzescheiben, die seit etlichen Menschenaltern bei den Stämmen im Osten zu deren größten Schätzen gehörten. Jahr für Jahr mussten für diese Informationen viele Stück Vieh bezahlt werden, da unter anderem auch die Bauern nach dem Sonnenstand den Beginn ihrer Aussaat ableiteten.

Zwischen den Zauberrinnen war der Boden mit einem komplizierten Muster aus Steinen und Stäben bedeckt. Jede von ihnen saß vor einer schmalen, fast mannshohen Figur, welche aus Holz geschnitzt und mit uralten Symbolen und Runenzeichen reich verziert war. Die Paarungen symbolisierten und repräsentierten jeweils eine der neun Welten und damit alle Kräfte des Universums. Sie stellten Feuer und Eis, Licht und Finsternis, Leben und Tod, Wachstum und Zerstörung sowie die alles miteinander verbindende göttliche Kraft dar.

Eine von ihnen reichte jetzt eine einfache Tonschale mit einer Flüssigkeit darin weiter. Sie murmelte etwas, wobei sie erst nach Norden blickte,

dann in die anderen Himmelsrichtungen, dann nach oben und schließlich nach unten. Die Entgegennehmende tauchte drei Finger einer Hand in die Schale und spritzte eine kleine Menge der Flüssigkeit in alle Richtungen. Anschließend nahm sie einen tiefen Schluck.

Diese Prozedur wiederholte sich auch bei den folgenden Frauen.

Mit versteinerten Mienen fassten sie sich an den Händen und hoben gemeinsam ihre verwitterten und wettergegerbten Gesichter gen Himmel. Feine farbige Linien zierte diese. Einigen von ihnen fehlte das linke Auge, einst Opfergabe an den einäugigen Göttervater, dem sie sich geweiht hatten. Die lange verheilten leeren Augenhöhlen ließen darauf schließen, dass diese Opfer bereits fast so alt wie sie selbst waren.

Einer hochgewachsenen, hageren Zauberrin fehlte die linke Hand, welche sie dem alten Himmelsgott *Tiu* geopfert hatte. Ihre Nachbarin hielt deren Armstumpf anstatt der Hand. Die Opferung eines Körperteils war in ihrer aller Augen die höchstmögliche Huldigung eines Gottes. Wer etwas von sich opferte, bekam auch etwas dafür zurück – es war das uralte Prinzip des Gebens und Nehmens. Oft war es Weisheit, die man im Austausch für ein solch hohes Opfer empfing. Und weise waren sie, diese Zauberrinnen!

Einige trugen Umhänge aus Habicht- oder Falkenfedern als Zeichen ihrer Verbundenheit mit dem Fruchtbarkeitsgott *Ingwio* oder der Muttergöttin selbst. Andere hüllten sich in dunkle, mit reichhaltigen und feinen Stickerien verzierte Überwürfe und sie hatten ausnahmslos langes, wallendes Haar von Schlohweiß bis zu einem gräulichen Blond. Schwarze, metallisch glänzende große Rabenfedern steckten bei zweien von ihnen im Schopf. Auffällige Anhänger, teils aus Knochen, teils aus Holz, verziert mit kleinen Federn oder Lederbändern, schmückten die Häse fast aller Frauen. Auch die Hände und Unterarme waren mit feinen gezackten Linien und Spiralmustern aus heiliger Farbe überzogen. In langwierigen, schmerzhaften Prozeduren waren diese mit den spitzen Knochensplintern geopferter Raubvögel tief unter die Haut gestochen worden.

Die Zauberrinnen waren jetzt bereit, die Himmelscheibe einzusetzen, den Durchgang zu öffnen, so, wie es seit Menschengedenken nicht mehr geschehen war. Denn der Preis war hoch! Eine von ihnen würde noch heute Nacht zur *Hel* gehen – in die Welt, aus der keiner zurückkonnte, außer dem hellhörigen und wachsamen »Weißen Gott«, Beleuchter der Welten, »Goldzahn« genannt, Sohn des Einäugigen und der neun Mütter. Und niemand opferte leichtfertig eine der mächtigen zauberkundigen Hage-

disen, denn ihre Weisheit und ihre Voraussicht waren für die Anführer von unschätzbarem Wert. Die Hagedisen waren zugleich Seherinnen, Heilerinnen und Ratgeberinnen – eben Grenzgängerinnen, Zaunreiterinnen zwischen den Welten, wussten um dieses und jenes, kannten alles und jedes und waren für die mächtigen Stammesführer wichtige Quellen der Inspiration.

Doch diese Welt der Menschen stand am Scheideweg, alles war im Umbruch! Gewaltige Armeen aus dem Süden, in silbern glänzenden Eisenrüstungen und stets im Gleichschritt marschierend, unterwarfen die alten Stämme des Nordens einen nach dem anderen und zwangen sie zu Tributzahlungen oder in die Sklaverei. Die Welt der Stämme stand vor dem Untergang und eine neue Weltordnung schickte sich an, von den Menschen Besitz zu nehmen.

Die Welt, aus der die Eisenmenschen kamen, nannten sie selbst »Rom« und es hieß, dass die kleinen, dunklen Männer aus jener Welt die wilde Kraft des Feuers beherrschten. Sie mussten wahrhaft mächtig sein und starke Götter haben, denn Feuer gebar ihnen Steine, härteres Eisen als das der Stämme – und sogar brennendes Wasser! Kein ungestümer Fluss konnte ihr Heer aufhalten, kein düsteres und todbringendes Moor und keiner der riesigen, dunklen, uralten Buchenurwälder.

Doch die Götter der Stämme hatten versprochen, Hilfe zu schicken – nicht einen der ihren, nein, ebenfalls einen Weltenwanderer, unvorstellbar weit gereist, mit der Weisheit und Klugheit des Einäugigen selbst gewappnet. Er würde diese Welt vor der großen, endgültigen Dämmerung schützen oder den Untergang zumindest aufhalten.

Ein uralter Zauber war dafür nötig!

In längst vergangenen Zeiten, als der alte Himmelsgott seinen Schwertarm einbüßte und der neue einäugige Gott, dessen Name »Wut« bedeutete, mit seiner unendlichen Schläue und Klugheit die Führung der Götter übernommen hatte, da war dieser Zauber geboren worden. Denn auch damals hatte große Gefahr gedroht von kriegerischen Völkerscharen aus dem Osten und die Götter schickten Hilfe. Zwei machtvolle Kämpfer, von Blut und Fleisch her Vater und Sohn, waren in jener Zeit durch das Tor in diese Welt gekommen, von weither und mit unbekanntem Zauberkräften ausgestattet. Weltenwanderer!

Die Gefahr war abgewendet und die uralte Prophezeiung vom »Nadarwinna«, dem *Schlangenkämpfer*, geboren worden. Seitdem waren viele

Menschenalter verstrichen, bis die Runen wieder zu raunen anfangen und den Hagedisen ihren weisen Rat zuflüsterten: diesen alten Zauber zu beschwören und das Tor erneut zu öffnen. Denn die neue Gefahr war dabei, die Welt der Stämme zu umklammern, und ihre endgültige Vernichtung drohte.

Diese schreckliche Gefahr wurde »Weltenschlange« genannt – denn sie war so gewaltig, dass sie die ganze bekannte Welt umschloss! Ihr Leib, eine riesige Streitmacht aus endlosen Kolonnen von Eisenmenschen, wand sich durch die Gebiete der Stämme und verschlang alles Lebendige auf ihrem ziellosen Weg. Die Weltenschlange hinterließ verbrannte Erde und zerstörtes Land. Sie fraß das Vieh und die Ernten. Nur der Ausersehene der Prophezeiung, der Weltenwanderer und göttliche Schlangenkämpfer Nadarwinna, konnte sie noch aufhalten!

Das Tor zwischen den Welten musste abermals geöffnet werden, um ihn in diese Welt zu lassen. Nach der Prophezeiung würden erneut zwei Weltenwanderer kommen, Vater und Sohn, doch nur einer von ihnen konnte die Welten vor dem Untergang bewahren, würde der Nadarwinna sein. Sie würden sich erst in ihrer Zwietracht stark machen, am gegenseitigen Kampfe wachsen, die Kraft für die Abwehr der übermächtigen Gefahr gewinnen. So hatten es alle neun Hagedisen geträumt, so hatten es die Runen flüsternd bestätigt!

Und die blinde, greisenhafte Blithgund von den Chauken hatte in ihren verstörenden Visionen noch mehr gesehen: ein Haus, beunruhigend fremdartig gebaut, das grimmige Gesicht eines Mannes, das verschwommene Gesicht eines anderen, ein altes Geheimnis. Genau dort musste eine von ihnen hin! Das sagten die Götter durch die Losstäbe, die sie warfen und aus deren Lage sie die Antworten auf ihre Fragen gelesen hatten.

Den Ort zu finden, würde leicht sein, denn es würde genau hier sein – auf dem Thurisfinger, direkt über der Himmelsscheibe im Boden. Aber den richtigen Zeitpunkt zu treffen, das war eines göttlichen Zaubers würdig; diesen zu bestimmen, hatte die Kräfte der gesamten Gruppe seit Beginn der Zeremonie gekostet. Ihre Vision von dem fremdartigen Haus in einer anderen Welt, einer anderen Zeit war der Schlüssel. Immerhin wussten sie nun endlich genau, wohin sie eine der ihren schicken mussten: weit in die Zukunft, in jenes Haus auf dem Thurisfinger.

Dort angekommen, würde sie eine Falle stellen, die Weltenwanderer herlocken, denn einer von ihnen war der Nadarwinna, aber beide mussten

kommen. Eine weitere Himmelscheibe würde sie mit auf die Reise nehmen, unendlich kostbar und voller Zauberkraft. Beim richtigen Stand der Gestirne mussten die heiligen Hölzer erneut entzündet und die neun Runen der Kraft, der Veränderung, der Klugheit und des Kampfes mit einem Teil von sich selbst über der Himmelscheibe geopfert werden. Dann würden die beiden mächtigen Kriegerzauberer, die Weltenwanderer, kommen und ihr Schicksal erfüllen. Der Einäugige selbst hatte es so in den Runen verkündet und so würde es geschehen! Einzig und allein auf diesem Wege konnte die alles verschlingende Weltenschlange, die marschierenden Armeen des Südens, die Tod und Verderben brachten und den Untergang der alten Stämme des Nordens bedeuteten, aufgehalten werden! Seit vielen Monden sprachen die Götter in den wilden, rastlosen Träumen der Hagedisen davon und die Runen raunten ihre Bestätigung hierzu.

Odalinda von den Cheruskern, eine der Alten mit wehenden schlohweißen Haaren, hob jetzt mit tiefer Stimme einen leiernden Gesang an und die anderen stimmten ein. Ihre leere Augenhöhle schimmerte silbern im Schein des Mondlichts. Das Feuer brodelte dabei und sein Knacken und Bersten gab die Melodie zu dem Gesang vor. Irgendwo aus der Ferne war das Heulen eines Wolfes zu vernehmen, doch dies kümmerte die Gruppe nicht.

Mit einem lauten Krachen zerplatzte im brennenden Holz eine Luftkammer und ein mächtiger glühender Funke schoss einer der Zauberinnen an den freiliegenden Hals.

Der Gesang verstummte und alle hielten inne – auch die Frau, die von dem Funken getroffen worden war. Es war Thiokwala, eine vom Stamm der Angrivariar. Ihre wilde, graue Haarmähne kündete von ihrem stolzen Alter und wehte nun leicht in einer aufkommenden Brise. Sie verzog keine Miene, trotz der schmerzhaften kleinen Brandwunde, die sich sofort rötlich auf ihrer Haut abzeichnete.

Die Entscheidung war soeben gefallen: Diese Frau würde das höchste aller Opfer darbringen! Sie würde ins Feuer gehen, die Reise in die Welt des Schlangenkämpfers antreten und damit den Zauber vollenden. Sie trug die unvorstellbar große Verantwortung dafür, die Weltenwanderer herzuholen – ihnen den Weg zu bereiten, sie zu besprechen, wenn es sein musste. Das Schicksal der Welten lag in ihren Händen, ihren Zauberkraften, ihren Fertigkeiten im Umgang mit den Zaubersymbolen, den Runen. So hatte der Feurige, der Trickser, der Lodernde gerade entschieden. Und sie würden dem Zeichen der Götter folgen!

Nun wussten sie, was noch zu tun war, und die Vorbereitungen für den letzten Teil der tagelangen Zeremonie begannen.

Zwei der Frauen nahmen die Auserwählte und setzten sich mit ihr an die Seite. Sie füllten die Tonschale mit einer Flüssigkeit aus einem abseits stehenden irdenen Krug und gaben ihr davon zu trinken. Schweigend hockten sie danach beisammen. Die anderen nahmen lange eiserne Schürhaken, die im Gras gelegen hatten, und begannen, das Feuer zu bearbeiten. Sie zogen und stießen die brennenden Scheite, bis das Feuer praktisch zweigeteilt war. Dann stellten sie sich in zwei Reihen auf und warteten darauf, dass die beiden Frauen mit der Auserwählten zu ihnen stießen. Gemeinsam gingen sie auf die erste der Holzfiguren zu, nahmen sie auf und warfen sie ächzend in das Feuer. Die mit den weißen Haaren erhob nun ihre Stimme und setzte zu einem Sprechgesang an, in den die anderen einfielen. Reihum beförderten sie eine Figur nach der anderen in das Feuer. Als acht von ihnen brannten und nur noch die übrig war, die bei der Auserwählten gestanden hatte, stellten sie sich im Halbkreis vor den mittlerweile doppelt mannshoch lodernden Flammen auf. Die Neunte hob ihre Arme zum Himmel und verkündete den letzten der nötigen Zauber in dem eigentümlichen leiernden Sprechgesang:

»Nadarwinna! Zähmen wirst du den Lauf der Sonne.

Anhalten den Mond.

Feuer heißt dein Weg.

Fallen wirst du von einer Felsklippe hoch, nur den Adlern zugänglich.
Sollst im Fallen aufwachen und sehen, Gedanken und Gedächtnis atmen.

Hunger lässt dich kriechen und Durst schreien.

Sehnsucht kann dich nicht versengen.

Begierde schüttelst du ab.

Hirschkraft und Bärenmut wachsen dir schneller als dein Haar.
Rabenklugheit und Fuchslüstigkeit wachsen dir schneller als deine Nägel.

Einer Schlange gleich windest du dich durch dein Schicksal.

Sollst besprechen und heilen.

Wirst besprochen und geheilt.

Deine Feinde sättigst du mit Leid.

Deine Feinde trinken deinen Zorn.

Deine Feinde fütterst du mit Tod.

Fällst Krieger wie junge Bäume.

Wut ist deine schärfste Klinge.
 Sieg heißt dein Schatten, eigenes Fleisch dein Herausforderer.
 Gellender Wolf der Wölfe warst du, bist du, wirst du sein.
 Die Fessel reißt, es renne der Wolf.
 Sonnenglänzend Licht vertreibt die Dämmerung.
 Hört es, ihr Asen! Hört es, ihr Wanen!
 Vieles weiß ich, Fernes schau ich.
 Der Welten Schicksal, der Welten Sturz.
 Der Raterfürst¹ ritzte alte Runen.
 Dachte der großen Dinge.
 Wundersam ritze ich die Runen.
 In neun Stäbe schneide ich die Weisheit, Kraft, Mut, Klugheit und List,
 Kampf, Leben, Licht und die Siegrune!«

Die Hagedise griff an ihr Gewand und hatte plötzlich ein Eisenmesser in der Hand. Nach und nach wurden ihr kurze Holzstäbchen gereicht, in die sie die Zauberzeichen – die Runen – ritzte, um den Zauber wirksam werden zu lassen. Dann hob sie einen runden, flachen Gegenstand aus dem dunklen Gras auf. Er war in ein gegerbtes Leder eingeschlagen und mit Schnüren aus Hanffasern fest umwickelt. Singend überreichte sie der Auserwählten diese zweite Himmelsscheibe, die notwendig war, um das Tor erneut zu öffnen.

Die anderen Zauberinnen stimmten in den Gesang ein und ihre Stimmen schwollen zu einem mächtigen Brausen an. Wieder und wieder reckten sie ihre Arme gen Himmel und steigerten die Intensität der Worte immer weiter.

Eine dunkle Wolke schob sich vor das fahle Antlitz des Mondes – und dies schien das Zeichen gewesen zu sein, auf das die Auserwählte gewartet hatte. Sie schrie förmlich vor Rage und Inbrunst und schritt langsam, begleitet von den anderen acht, auf das hell und hoch lodernde Feuer zu.

Der Kreis der Zauberinnen schloss sich immer enger um sie, bis es sie mit einem großen Schritt direkt in die Flammen zog. Die Arme mit den Runenstäben noch in die Höhe gereckt, erfasste ein gewaltiger Sog mitten aus dem Feuer heraus ihren Körper und riss ihn mit sich. Ihre Stimme erstarb abrupt und zurück blieben nur die tanzenden Feuerzungen.

¹ Bezeichnung für Wodan, den »Fürsten« der Götter; sein »Rat« war von hohem Wert und wurde aus Runen abgelesen

Sie war fort! Sie hatte den Sprung zwischen den Welten gewagt und der Zauber hatte funktioniert.

Plötzlich fing der Boden an zu vibrieren, dann zu beben und die acht Zurückgebliebenen eilten schnell an ihre Plätze. Der Thurisfingar war zum Leben erwacht, der gewaltige Finger des Urriesen! Tief unter dem Feuer lag im sicheren Schoß der Mutter Erde die andere von den Hagedisen begrabene heilige Himmelsscheibe. Sie war überzogen mit einem feinen Netz aus silbernen Linien, dem Stand der Gestirne zur Tag-und-Nacht-Gleiche sowie kraftvollen Runenzeichen, die so alt waren wie die Menschheit selbst. Aus dieser bronzenen Himmelsscheibe stieg durch Erde und Feuer hindurch langsam eine wirbelnde feurige Kugel auf, geboren aus den Flammen und sich wild und zuckend drehend in dieser Welt der Menschen. Das Beben der Erde ließ die Kugel unvorhersehbar in alle Richtungen tanzen, gefährlich nahe kamen ihre heißen Finger dem Fleisch der Frauen, so, als wollten sie jeden Moment zupacken und auch sie in sich hineinreißen.

Die Erschütterungen ebten jedoch jetzt schlagartig wieder ab und die Kugel zerfloss zu einer sich stetig windenden und pulsierenden Wand aus Feuer. Diese Waberlohe blieb im schwarzen Gesicht der Nacht hängen, fraß die sie umgebende Dunkelheit und wuchs dann noch weiter an. Gleich einer feurigen Mauer schirmte sie das Opferfeuer von den Blicken der anderen acht Hagedisen ab. Das Brausen wurde immer heftiger. Tentakelartige Flammenarme reckten sich gierig gen Boden und Himmel. Zuckend tanzte das unwirkliche Feuer, doch die Zauberinnen standen fest verwurzelt da und zeigten sich gänzlich unbeeindruckt von dem Schauspiel.

Nach und nach wuchs der Wall um die gesamte Opferstätte herum, während immer wieder Feuerkugeln aus ihr hervorschossen und mit einem lauten Krachen barsten. Brennende Fetzen wurden in die Nacht hinausgeschleudert und verglühten vor dem wolkenverhangenen Nachthimmel. Der vorher mächtige Feuersturm zog sich nun in sich selbst zurück und es blieb nur noch ein sanft leuchtendes, unirdisch anmutendes Feuerchen auf dem Boden, das harmlos rotierte. Es war von grün-weißlicher Farbe, langsam und gemächlich brennend, geschützt und umringt von der wabernden Feuerwand.

Wind kam auf und die Zauberinnen blickten in den düsteren Himmel. Die Götter hatten zugelassen, dass das Tor geöffnet worden war – jetzt mussten nur noch die Richtigen den Eingang finden und hindurchkommen.

Feuer

Am Morgen des 20. März 2007 sprang mein Radiowecker um Viertel nach sieben an und weckte mich mit »All good things« von Nelly Furtado, einem esoterischen Poptitel, der schon seit einigen Wochen im Radio rauf und runter gespielt wurde. Kurz war ich versucht, noch liegen zu bleiben und mir das Lied zu Ende anzuhören. Dann streckte ich aber doch schwerfällig meinen Arm aus und knipste das Licht an. Leise tapsende Pfoten auf dem Teppich kündigten daraufhin das Kommen meines äußerst wachsamen Hundes Bruno an, der morgens schon das aller kleinste Geräusch von mir als Signal zum Aufstehen interpretierte! Im nächsten Moment schaute ein großer Hundeschädel mit freudig angelegten Ohren um die Ecke und hielt dann direkt auf mich zu.

Die Guten-Morgen-Begrüßung fiel wie immer sehr stürmisch aus. Bruno bohrte seine haarige Schnauze mit der kalten Nase unter die Bettdecke und mir in den nackten Bauch. Er war ein hochgewachsener, weißbrauner Mischlingsrüde und mein ganzer Stolz. Kurz kralte ich ihm die Ohren und schwang dann die Decke zurück.

Empört versperrte mir Bruno den Weg. Er wollte mir damit zu verstehen geben, dass die Begrüßungszeremonie noch längst nicht abgeschlossen sei. Also widmete ich dem intensiven Kraulen und Massieren seines massigen Kopfes eine weitere Minute. Schwer seufzend neigte er den Schädel und ließ sich die Massage genießerisch gefallen.

Schließlich schob ich ihn gegen seinen Widerstand weg und zog die Vorhänge vor dem Fenster auf. Ein strahlend blauer Himmel begrüßte mich an diesem letzten Tag des Winters. Das laute Zwitschern der zahlreichen Gartenvögel, welches nach dem Öffnen des Fensters ins Schlafzimmer drang, ließ überhaupt keinen Zweifel am morgigen Frühlingsbeginn aufkommen.

Gemächlich zog ich mich an, während Bruno jede Gelegenheit dazu nutzte, mir dabei im Weg zu sein. Er hatte nie so richtig begriffen, dass massives Drängeln nicht zu einer Beschleunigung meiner Aktivitäten führte, sondern eher zu einer Verlangsamung. Natürlich verzieh ich es ihm gern! Ich schaffte es auch – trotz der Behinderungen durch den Hund – in meine Hosen zu schlüpfen und schlurfte träge ins Badezimmer.

Erfrischt und fertig für den Tag freute ich mich auf einen Kaffee. Was wäre ein Morgen bloß ohne Kaffee und Nachrichten? Für mich gehörten

diese Dinge zu meinem morgendlichen Ritual dazu, so wie das Anziehen oder die Morgentoilette im Badezimmer. Ich versorgte den natürlich halb verhungerten Hund und ging dann mit meinem dampfenden Kaffeeepott ins Wohnzimmer, um den Fernseher einzuschalten.

Das alte Haus war ziemlich ausgekühlt, was mich ein wenig frösteln ließ. Ich versuchte, den Winter über weitestgehend ohne Heizung auszukommen und mit Feuer im offenen Kamin die nötige Wärme zu erzeugen. Allerdings brannte dieses meist bereits mitten in der Nacht ganz herunter und natürlich legte ich dann kein Holz mehr nach.

Der Verzicht auf Heizöl sparte mir sehr viel Geld – zumal das Haus um 1910 gebaut worden war und gerade die Außenwände nie eine zusätzliche Isolierung bekommen hatten. Die charmante alte Bauernkatenoptik war so zwar erhalten geblieben, aber dies hatte eben seinen Preis. Bruno störte das naturgemäß nicht, ich selbst behalf mir einfach mit dicken Pullovern und Wollsocken.

Direkt beim Kamin stand der alte Ohrensessel aus grünem Samt, welcher schon der Lieblingsplatz meines Opas gewesen war. Früher hatte ich oft die Ferien bei meinen damals noch hier lebenden Großeltern verbracht. Nachdem sie vor rund zehn Jahren kurz hintereinander gestorben waren, erbte das Haus mein alleinstehender Onkel Armin, ihr ältester Sohn.

Im selben Jahr kamen dann auch noch meine Eltern bei einem tragischen Verkehrsunfall auf der nahen Autobahn 1 ums Leben. Mütterlicherseits hatte ich schon lange gar keine mir bekannten Verwandten mehr, sodass mein Onkel der einzige Angehörige war, der mir verblieb. Trotzdem hatten wir in der folgenden Zeit so gut wie keinen Kontakt zueinander. Ich wohnte damals im nahen Oldenburg und er war eigentlich nie zu Hause. Meine Großeltern hatten wohl gehofft, mein Onkel würde sich um ihr geliebtes Grundstück sowie das Waldhäuschen angemessen kümmern und dadurch einen Ankerpunkt in seinem Leben finden, doch Onkel Armin hatte immer schon wenig Interesse an einem bürgerlichen Leben gezeigt. Mit Herz und Seele hatte er über 15 Jahre als Zeitsoldat und Offizier bei der Bundeswehr, oft im Ausland, gedient, bis er dann plötzlich unehrenhaft entlassen wurde. Eigentlich wusste ich aber nie genau, was er dort so getrieben hatte. Offenbar gehörte er irgendeiner Spezialeinheit an und war jahrelang im Bosnienkrieg, später in Afghanistan eingesetzt worden. Er meinte immer, er dürfe nicht darüber sprechen, da seine Aktivitäten dem Dienstgeheimnis unterlägen.

Mit seinem Leben außerhalb des Militärs hatte er diverse Probleme gehabt. Im Dorf gab es schon bald Gerüchte, er wäre in Waffengeschäfte und andere zwielichtige Aktivitäten verwickelt. Angeblich hatte er Alkohol- sowie Medikamentenprobleme, sogar von einer Sucht wurde hier und dort getuschelt. Im Zusammenhang mit einem Apothekeneinbruch war später polizeilich gegen ihn ermittelt worden. Ob dies nun der Wahrheit entsprach, wusste ich bis heute nicht, da ich diese Dinge immer nur von Bekannten aus der Gegend durch Hörensagen erfuhr. Jedenfalls hatte er sich dann vor etwa drei Jahren angeblich nach Kanada abgesetzt; sehr gut erinnerte ich mich noch an die einschlägigen Artikel in der Lokalpresse, die mir ein Freund regelmäßig faxte. »*Gesuchter Waffenhändler aus Fahrtenhorst flieht nach Kanada!*«, hieß es darin – darunter eine martialische Schwarzweiß-Fotografie meines Onkels in Bundeswehruniform.

Für Monate war dies das beherrschende Dorfthema gewesen und wurde von allen bekannten und berüchtigten Klatschmäulern des Ortes ausgiebig diskutiert. Als er in Kanada kurze Zeit später nach einem Fährunglück als vermisst gemeldet und anschließend für tot erklärt wurde, verliefen sich die Spekulationen nach und nach. Mein Onkel hatte kein Testament hinterlassen, doch da ich sein letzter noch lebender Verwandter war, fielen mir das urige kleine Waldhäuschen samt Grundstück sowie eine bescheidene Lebensversicherung zu. Nur kurz hatte ich überlegt, bevor ich die Erbschaft annahm, in Oldenburg meine Sachen packte und mit Bruno vor einem Jahr hierher zog.

Einige Renovierungsmaßnahmen im Inneren waren unerlässlich gewesen, denn mein Onkel hatte offenbar nicht viel Interesse an der pfleglichen Behandlung seines neuen Eigentums gehabt. Insbesondere das Wohnzimmer hatte mir Kopfzerbrechen bereitet: Rund um den Kamin hatten Rauch- und Feuerspuren unverkennbare Schäden hinterlassen. Ich konnte mir diese nicht erklären, war aber froh, dass nicht das ganze Haus abgefackelt war!

Der Tratsch im Dorf kam für kurze Zeit noch einmal richtig in Fahrt und es wurde über meine potenziellen Verwicklungen in die krummen Geschäfte meines Onkels spekuliert. Doch auch das beruhigte sich wieder.

Zuerst war ich mir nicht sicher gewesen, ob ich mich dem Dorfgerede und den neugierigen Blicken wirklich aussetzen wollte. Im Nachhinein war ich aber sehr froh, das Haus und das dazugehörige große Waldgrundstück behalten und nicht verkauft zu haben. Bruno konnte ich jetzt auch mal länger draußen lassen und einigermaßen unabhängig leben.

Vorsichtig setzte ich mich, um ja nichts von dem Kaffee auf dem Sessel zu verschütten. Erwartungsvoll schaute ich auf die Glotze, die mich gleich auf den neuesten Stand der Ereignisse bringen würde. In der Regel waren die Nachrichten im »Frühstücksfernsehen« nicht sehr erfreulich, trotzdem zogen sie mich allmorgendlich aufs Neue an. Mein beständig und jahrelang von den Medien aufgebautes Informationsbedürfnis wurde durch ebensolche Sendungen scheinbar befriedigt und ich ließ es mir wehrlos gefallen. Gerade lief ein Bericht über einen schweren Selbstmordanschlag von Taliban-Kriegern auf einen Konvoi der US-Botschaft in Afghanistan. Der Attentäter hatte sein mit Sprengstoff beladenes Fahrzeug in die Kolonne gesteuert und dann zur Explosion gebracht. Glücklicherweise hatte es nur Verletzte gegeben. Es folgten Meldungen über einen in Afghanistan freigekommenen italienischen Journalisten sowie zwei im Irak entführte Deutsche. Was für eine Nachrichtenlage!

Hastig kippte ich, nach einem Seitenblick auf die Uhr, den Rest meines Kaffees hinunter und schaltete den Fernseher wieder aus. Ich wollte nach Oldenburg in die Uni-Bibliothek fahren, um ein wenig für eine Hausarbeit zu recherchieren. Mein Studium als Konstruktionstechniker war leider zeitraubender, als ich es mir vorgestellt hatte, und es ließ mir kaum Gelegenheit, auch noch das dringend nötige Geld zu verdienen. Aber immerhin wohnte ich umsonst!

Seufzend erhob ich mich, ergriff meine Tasche unterm Sekretär sowie Jacke und Schlüssel, scheuchte Bruno hinaus und schloss die Tür. Ich erklärte meinem Hund, dass ich erst am frühen Nachmittag wieder zurück sein würde. Verständnis dafür konnte ich von ihm jedoch nicht erwarten. Traurig setzte er sich auf seinen Hintern und glotzte mich mit hängenden Ohren und schief liegendem Kopf an. Wie immer würde für ihn eine gefühlte Ewigkeit bis zu meiner Rückkehr vergehen, die er dösend im Hausingang oder auf Streifzügen im Garten verbrachte.

Mein Weg zur Fachbuchabteilung für den Metallbau führte mich an einem Dutzend PCs vorbei, die zur Internetrecherche für die Studenten bereitstanden. Bis auf einen in der hintersten Ecke waren sie alle unbesetzt. Gedämpftes Lachen und Gemurmel drangen von dort an mein Ohr. Gedankenverloren blickte ich hinüber und erkannte Basti und Max, zwei meiner Kommilitonen. Basti strich sich gerade die langen, im Nacken zu einem Zopf gebundenen Haare hinter das Ohr und schaute gebannt auf den

Monitor vor ihnen. Max, ein kleiner, dicklicher Computerfreak, der seine Freizeit pausenlos mit Online-Rollenspielen verbrachte, hämmerte fluchend etwas in die flache Tastatur.

Sofort schwenkte ich zwischen die Tischreihen und hielt direkt auf sie zu.

»Was machen Sie da?«, fragte ich drohend mit tiefer Stimme.

Erschrocken sahen die beiden auf und ich trat lachend an sie heran.

»Na, wobei habe ich euch denn wieder erwischt? Ihr macht doch garantiert irgendwelchen Blödsinn hier, oder?«

Basti und Max grinsten mich breit an und konnten sich ebenfalls ein Lachen nicht verkneifen. »Moin, Leon!«, entgegnete Basti. »Nein, eigentlich gar nicht. Wir versuchen nur, den IP-Blocker mit 'nem kleinen Tool zu umgehen! Da ausführbare Files aber nicht auf die lokale Platte kopiert werden dürfen, probieren wir es gerade mit einem Trick!«

»Und dann? Was macht ihr, wenn ihr das geschafft habt?«

»Na, dann saugen wir runter! Erstklassige Leitungen hier!«, schaltete sich jetzt Max ein. »Da kann mein 2000er DSL zu Hause nicht mithalten.«

»Zeig es ihm!«, forderte Basti Max auf und stieß ihn grob mit dem Ellbogen an.

»Mit *Google Earth*?«, fragte dieser ungerührt zurück und fuhr fort, das zu tun, was er gerade tat.

»*Google* – was?«, fragte ich. »*Earth*? Was soll das denn sein? Hab ich noch nie gehört!«

»Mann, du hast echt gar keine Ahnung!«, meinte Max abfällig. »Das ist voll die Satellitensoftware! Die haben die ganze Welt fotografiert, Alter! Ist das zu fassen? Kannst du alles aus dem All angucken – dein Haus, den Amazonasdschungel, den Times Square in New York! Egal, was!« Max sah nun hoch und hatte leuchtende Augen bei seinen eigenen Worten bekommen. Offenbar war er fasziniert von den Möglichkeiten.

»Mein Haus im Internet? Seid ihr sicher?«, fragte ich ein wenig verwundert zurück. »Wie soll das denn gehen?«

Basti stieß Max erneut den Arm in die Seite.

»Nun zeig ihm schon, wie es geht! Komm mal rum hier, Leon!«

Ich stellte meine Tasche auf dem Boden ab und trat hinter die beiden.

»Adresse?«, fragte Max geschäftsmäßig.

Ich nannte ihm die gewünschten Daten und als Nächstes sah ich, wie auf einer Art fiktivem Flug in Deutschland hineingezoomt wurde, sich dann der Bereich südlich von Bremen öffnete und schließlich eine ausladende

grüne Fläche erschien. Fast war es, als wäre man in großer Höhe aus einem Flugzeug gefallen und mit unvorstellbarer Geschwindigkeit zum Erdboden hinuntergerast.

»Hast du gesehen, wie schnell sich die groben Pixel geschärft haben?«, fragte Max begeistert zurück. »Das ist der Hammer, wie schnell das hier geht!«

Nein, ich hatte es nicht bemerkt, hielt aber meinen Mund.

»Das soll jetzt Fahrenhorst sein, oder was?«, fragte ich ein wenig enttäuscht.

»Ja, klar! Hier, wo das Fadenkreuz ist, das ist dein Grundstück. Mann, du wohnst ja voll im Wald! Hast du überhaupt fließend Wasser und Strom da?«

Ich ignorierte Max' abfällige Bemerkung und beugte mich ein Stück hinunter, um besser auf den Monitor blicken zu können. Erst nach einigen Momenten gelang es mir, Ordnung in die Wegverläufe, die von oben sichtbaren Hausdächer sowie das Wechselspiel von grünen und helleren Sandflächen zu bringen.

»Das da! Das ist mein Haus!«, sagte ich fasziniert und starrte auf die graue quadratische Fläche. Darunter und seitlich davon war nur dichtes Grün zu sehen, aber hinter dem Haus ...

»Was ist das hier?«, fragte ich und deutete auf eine längliche, ovale und hell schimmernde Fläche direkt hinter dem Gebäude.

»Woher sollen wir das denn wissen, Alter? Ich würde sagen, da ist vielleicht ein Hügel oder so? Vielleicht stand da auch früher mal ein anderes Haus? Keine Ahnung!« Max und Basti beugten sich ebenfalls dicht an den Bildschirm heran.

»Was sieht man denn dort, wenn man davorsteht?«

»Eigentlich nichts. Hier links steht eine alte Eiche.« Ich deutete auf einen grünen Fleck am Rande des Ovals. »Ansonsten wächst da ein Kriechwacholder, Heidelbeeren und Heidekraut. So was eben! Aber es stimmt: Wenn ich es mir genau überlege, hat diese Fläche eine ovale Form und liegt etwa einen Meter höher als die Umgebung. Ist mir aber nie aufgefallen. Da ist auch noch nie was Richtiges drauf gewachsen.«

Erstaunt richtete ich mich wieder auf. Wieso hatte ich die sonderbare Form nie bemerkt? Unglaublich! Ich erkannte diesen Sandhügel zum ersten Mal nach einem Blick auf ein Satellitenfoto meines Grundstücks!

»Zoom doch mal weiter rein!«, schlug Basti vor.

Max betätigte einen Regler im Bildschirm und schon tauchten wir noch ein Stück tiefer ein. Wir befanden uns jetzt direkt über meinem Grundstück!

»Ist das live?«, fragte ich, wusste aber im selben Moment, dass die Frage dumm war.

»Nein, natürlich nicht«, kam es prompt von Max zurück. »Technisch unmöglich! Erkennst du übrigens auch an dem ganzen grünen Laub an den Bäumen hier, dürfte eigentlich in echt noch nicht so aussehen bei dir.«

Natürlich nicht, heute war ja der letzte Wintertag.

»Die Bilder sind teilweise sogar schon ein paar Jahre alt.«

Ein paar Jahre? Fasziniert glotzte ich weiter auf den hellen Fleck.

»Aber sieh mal hier!«, meinte Max jetzt aufgeregt. »Die Stelle sieht dunkler aus als der Rest darüber!« Er wies mit der Spitze eines Kugelschreibers auf die deutlich erkennbaren Konturen eines Quadrats. Diese dunkle, scharf geränderte Fläche befand sich direkt am unteren Rande des Ovals, nahe am Haus.

»Was hat das jetzt wieder zu bedeuten?«, fragte ich.

»Ein Kumpel aus der Archäologie meinte letztens zu mir, sie nutzen die Software manchmal, um anhand von Bodenverfärbungen auf großen Ackerflächen alte Bauwerke oder Grabstätten wiederzufinden. Man kann Tausende Jahre später noch sehen, wo einmal ein Loch gegraben wurde! Ist das nicht Wahnsinn? Selbst Teile vom Limesverlauf haben sie aus solchen Luftaufnahmen rekonstruieren können.«

»Ja ... Wahnsinn ...«, meinte ich langsam und schaute erneut auf den dunklen Fleck hinter meinem Haus. Man lernte immer wieder was dazu.

»Also hat dort mal jemand was vergraben, oder wie?«

Max wiegte wichtigtuerisch seinen Kopf und kaute auf seinem Kugelschreiber herum. »Würde ich jetzt mal tippen! Aber wahrscheinlich ist das noch nicht allzu lange her, sonst wäre die Verfärbung nicht so deutlich. Vielleicht aus der Zeit, als diese Fotos gemacht wurden?! Wenn ich du wäre, würde ich zu Hause einen Spaten in die Hand nehmen und selbst mal nachschauen! Hast du da auch vor zwei oder drei Jahren schon gelebt?«

»Nein, ich hab es kürzlich erst von meinem Onkel geerbt ...«

»Vielleicht hat dein Onkel ja was zu verbergen gehabt? Frag ihn doch mal!«

»Geht nicht. Ich glaub, er lebt nicht mehr«, entgegnete ich.

»Das wird ja immer spannender!«, schaltete sich jetzt Basti wieder ein.

»Also ich wüsste, was ich heute noch machen würde ...«

»Ihr spinnt doch, Leute! Danke für die Lektion, aber die Schatzsuche bei

mir findet leider nicht statt – ich muss noch in die Bibliothek, recherchieren und so. Wir sehen uns!« Ich winkte ihnen noch kurz zu und eilte weiter. Ich wollte schnellstmöglich wieder nach Hause, denn ich war doch neugierig geworden ...

Auf dem Rückweg klingelte mein Handy. Hektisch blickte ich in den Rückspiegel meines alten Golfs und suchte eilig den Verkehr um mich herum nach Streifen- oder Zivilwagen der Polizei ab. Die Luft schien aber rein zu sein, also nahm ich das Gespräch an.

»Hallo?«, sagte ich knapp, während ich versuchte, gleichzeitig zu schalten und das Lenkrad zu drehen.

»Huhu, ich bin's, Julia!«, zwitscherte es in mein Ohr. »Ich wollte nur fragen, ob es bei heute Abend bleibt?«

»Hi, Julia! Ja von mir aus ... Aber erst um halb acht rum, weil ich noch ein paar dringende Dinge erledigen muss!«

»Alles klar, ist kein Problem. Bis nachher!«

»Tschüss«, entgegnete ich, doch sie hatte schon aufgelegt.

Eigentlich passte es mir heute Abend gar nicht so gut, denn mir schwirrte der Kopf von den Luftaufnahmen dieser *Google-Earth*-Software. Immer wieder fragte ich mich, wieso mir vom Boden aus noch nie diese gleichmäßig runde Form aufgefallen war. Was hatte das zu bedeuten? Ich würde gleich mit dem Graben anfangen, so viel stand fest! Hoffentlich kam Julia nicht zu früh ... Sie war in letzter Zeit sehr anhänglich gewesen, was mir einerseits viel Spaß mit ihr beschert hatte, mich aber andererseits auch ein wenig mehr einengte, als es mir derzeit lieb war. Ich wollte mich noch nicht fest binden, hatte ich doch gerade erst in den Sommersemesterferien an der Nordsee ein kurzes Intermezzo mit einer Surferin aus Münster gehabt. Die Affäre war kurz und heftig gewesen und vor allem wieder vorbei, als sich unsere Wege trennten. Aber es zeigte mir, dass ich für eine dauerhafte Bindung derzeit noch nicht bereit war. Auch wollte ich mein Studium erst mal über die Bühne kriegen und nebenbei ein wenig Spaß vor dem Ernst des Arbeitsalltags haben. Der heutige Tag passte zu meiner guten Stimmung, denn die Sonne lachte und der Frühling lag spürbar in der Luft! Ich hatte etwas Spannendes vor und freute mich sogar auf die Grabungsaktion nachher. Zur Linken konnte ich bereits den dunklen Kamm des hoch gelegenen Waldes erkennen, der das Örtchen Fahrenhorst von Westen und Süden her umklammerte. Leider wurde das dichte Grün

jäh abgerissen von einer steil abfallenden, hell schimmernden Sandgrube, die sich unaufhaltsam immer näher an das Dorf heranfraß. Das davor befindliche Klosterbachtal lag dagegen idyllisch wie stets in einer breiten Senke und der Klosterbach plätscherte unaufdringlich in seinem begradigten Lauf vor sich hin. Zahlreiche kleine Flüsschen und Bäche durchzogen dieses ganze Gebiet und mündeten letztlich in der nahen Weser.

Fahrenhorst lag südlich von Bremen am Rande der Wildeshauser Geest. Die schwach wellige Landschaft war großflächig von mehr oder weniger mächtigen Sandablagerungen bedeckt, die allerdings seit einigen Jahrzehnten mit Nachdruck abgegraben wurden. Auf einem dieser langen Sandrücken befand sich der kleine Ort, eingerahmt vom Hombach im Osten und dem Klosterbach im Westen. In früheren Zeiten sollte es hier sogar überall mächtige Wanderdünen gegeben haben, doch für mich war dies heute unvorstellbar. Man brauchte sich nur die von Landwirtschaft einschlägig geprägte Ackerlandschaft zu betrachten.

Ich bog in die Waldstraße ein und stand kurz darauf vor dem gusseisernen Tor, welches die Einfahrt zu meinem Grundstück versperrte. Noch während ich es aufschloss, kam ein weiß-brauner haariger Blitz herangefegt und sprang mir in freudiger Ekstase in den Bauch. Bruno tat grundsätzlich so, als wäre ich ein halbes Jahr fort gewesen. Erst nachdem ich einen herumliegenden Stock für ihn geworfen hatte, konnte ich wieder ins Auto steigen und die Auffahrt hochfahren.

Zwischen hohen, erhabenen Bäumen duckte sich klein das Fachwerkhäuschen. Früher hatte es ein Strohdach gehabt, dieses war aber bereits in den 60er Jahren durch dunkle Dachpfannen ersetzt worden. Diese wiederum waren mittlerweile ziemlich brüchig geworden und dick mit grünem Moos bewachsen. Dafür fügte sich das Haus perfekt in die natürliche Umgebung ein. Meine Großeltern hatten es Ende der 40er Jahre gekauft und das 5000 Quadratmeter große Nachbargrundstück gleich dazu. Auf diesem hatte damals nur ein kleines Wochenendhäuschen gestanden, welches vom Besitzer während des Zweiten Weltkriegs als Rückzugsort genutzt und später abgerissen worden war. Der Rest war immer schon natürlicher Wald gewesen, nach hinten hinaus unterbrochen von der Grundstücksgrenze und einem Zaun. Dort schloss sich noch ein Stückchen Staatsforst an, der aber von einer kleinen Straße zerschnitten wurde.

Als begeisterter Gärtner hatte mein Großvater im Laufe der Jahrzehnte eine wunderbare Mischung aus Parklandschaft und wildem Wald erschaf-

ten. Rund hundertjährige Buchen und Eichen mit entsprechen Stammesumfängen und Kronen waren hier mittlerweile zu finden. Zahlreiche Eichhörnchen und kleine Vögel tummelten sich in den Wipfeln und hinterließen beim Betrachter ein befriedigendes Gefühl von Idylle. Großvater war ein richtiger Baumliebhaber gewesen und hatte nach und nach die verschiedensten heimischen Arten im Garten angesiedelt. So fanden sich neben den auch im nahen Wald häufig anzutreffenden Kiefern, Buchen und Birken ebenfalls allerhand Bäume und Gehölze, die heutzutage viel seltener geworden waren, zum Beispiel Eschen, Linden, Ulmen oder Bruchweiden. Die Blütenpracht im Frühling war eine Augenweide, die riesigen Stauden im Sommer versetzten dagegen jeden Besucher in Bewunderung und Erstaunen. Es bedeutete aber auch eine Menge Arbeit und zwischen April und Oktober musste ich mir viel Zeit nehmen, um alles einigermassen in Schuss zu halten.

Überall war jetzt bereits geschäftiges Vogelgezwitscher zu hören und die meisten Büsche oder Bäume hatten schon grüne Knospen, die sich verstohlen aus den braun-grauen Rinden hervorwagten. Auf dem Hof vor dem Haus stellte ich den Motor ab und stieg aus. Bruno sprang mir mit einem gewaltigen Satz direkt an die Brust und stieß mich wieder in den Wagen zurück.

»Ist ja gut!«, antwortete ich auf seinen Ansturm. »Gibt ja gleich was zu fressen! Und dann gehen wir eine Runde in den Wald zum Laufen. Was meinst du?«

Bei dem Wort »Laufen« legte Bruno sofort die Ohren an und stieß mir seine Schnauze erneut in den Bauch. Merkwürdig, wie diese selektive Wahrnehmung bei Hunden funktionierte: Einzelne Wörter wurden in einem komplexen Satzzusammenhang sofort erkannt, während andere klar und deutlich gesprochene Wörter wie »Sitz« oder »Komm« meist angeblich nicht verstanden wurden ...

»Ich beeile mich! Danach habe ich nämlich noch was hinterm Haus zu erledigen!«

Das Innere des Hauses war ziemlich überschaubar, reichte für mich und Bruno aber natürlich mehr als aus. Ein alter gekachelter und offener Kamin zwischen Wohn-, Esszimmer und Küche bildete sein warmes Herz. Sowohl ich als auch der Hund hatten unsere Lieblingsplätze in seiner unmittelbaren Nähe eingerichtet. Im Winter verströmte er seine wohlige Wärme in alle Richtungen, begleitet vom beständigen Knacken des Feuers.

Aber nicht nur der Kamin war alt, auch die gesamte übrige Einrichtung des Hauses hatte ich mehr oder weniger unverändert von meinen Großeltern übernommen. Um technisch ins 21. Jahrhundert zu gelangen, waren einige Anpassungen notwendig gewesen. Eine Satellitenschüssel im Garten sowie ein DSL-Anschluss für das Internet – und ich war schon zufrieden. Rüde drängelte sich Bruno jetzt an mir vorbei und stürmte in die Küche zu seinem Fressnapf, in dem natürlich noch nichts drin war. Er ging immer davon aus, dass ich bereits bei meiner Ankunft eine ordentliche Portion Fressen in seine Schüssel zaubern konnte, ohne überhaupt das Haus betreten zu müssen. Ein ums andere Mal stand er dann enttäuscht vor seinem Napf und warf mir vorwurfsvolle Blicke zu.

»Ich komme ja schon, Bruno! Aber ich bin sicher, dass du zwischenzeitlich nicht verhungern wirst«, rief ich ihm belustigt zu. Doch er sah mich bloß auffordernd an und wedelte ungeduldig mit seinem buschigen Schwanz. Ich stopfte mir ebenfalls ein hastig zubereitetes Toastbrot in den Mund und zog mir dabei meine Turnschuhe an. Währenddessen verschlang Bruno schmatzend sein eigenes Mittagessen. Als er fertig war, hörte ich, wie der Fressnapf durch seine leckende Zunge noch polternd durch die halbe Küche geschoben wurde. Schwanzwedelnd sah er zu mir hoch. Er hatte mal wieder in Rekordgeschwindigkeit aufgefressen und wollte mir jetzt seine Bereitschaft für abenteuerliche Waldwanderungen signalisieren.

Ich konnte es kaum erwarten, den komischen Fleck zu erkunden. Aber Bruno ging vor. Also griff ich ihm ins Nackenfell, schüttelte ihn sanft und raunte ihm ein leises »Wollen wir los?« ins Ohr. Daraufhin fing er wie wild mit seinem Schwanz zu schlagen an, stieß mir seine feuchte Nase in die Wange und streckte sich demonstrativ. Er war bereit!

Mit einem großen Satz sprintete ich durch das Esszimmer und zur Terrassentür hinaus, sprang über das Blumenbeet, welches zu dieser Jahreszeit noch brachlag, und schreckte einen Buntspecht hoch, der über mir den abgestorbenen Ast einer Kiefer bearbeitete. Bruno hüpfte mir begeistert hinterher, mir dabei immer so dicht auf den Fersen, dass ich ständig Gefahr lief, lang hinzuschlagen.

Im Wald war es durch die vielen Licht schluckenden Fichten und Kiefern kühl und dunkel. Wie immer nahm Bruno unseren Waldspaziergang äußerst ernst. Kaum etwas konnte ihn davon ablenken, jeden Strauch und jeden Baumstamm genauestens auf Markierungen anderer Hunde zu untersuchen. Trotzdem streifte mein Blick suchend zwischen den dünnen

Bäumchen hindurch, um zu erkennen, ob sich jemand von der nächsten Wegkreuzung näherte. Bruno war auf fremde Rüden meist nicht sehr gut zu sprechen und so mussten wir immer ein wenig aufpassen. Aber die Luft schien rein zu sein. Wir liefen quer durch den Forst, bis wir freie Sicht auf das Klosterbachtal hatten. Hier endete der Wald abrupt und wich der riesigen Sandabbaustätte.

Wir folgten einem kleinen Pfad zum Klosterbach, der in seinem engen, geraden Kanal, den die Landschaftsplaner ihm heutzutage leider nur noch gönnten, silbern schimmerte. Begeistert lief Bruno die letzten Meter zum Bach und stürzte sich die kurze, steile Böschung hinunter. Freudig planschte er wenige Sekunden später in dem kalten Wasser und schluckte dabei übermütig riesige Mengen davon mit weit aufgerissenem Maul. Im nächsten Moment schon versuchte er keuchend und rülp send, seine Lunge von dem kühlen Nass wieder zu befreien. Die gedankenlose Freude am Augenblick, die diesen Hund trieb, amüsierte mich stets aufs Neue.

Ich setzte mich ins kurze, braungrüne Wintergras und ließ meinen Blick über den Horizont schweifen. Mit dem leichten, noch kühlen Wind wurde der Hauch von strengem Güllegeruch herangetragen und stieg mir unangenehm in die Nase. Die Landwirtschaft bereitete sich also bereits auf die kommende Aussaat- und Erntesaison vor. Von irgendwoher hörte ich das nervtötende Kreischen einer Motorsäge.

Dann passierte das Unvermeidliche: Bruno stellte sich natürlich genau vor mir breitbeinig auf, um sich ordentlich zu schütteln. So durfte ich regelmäßig ebenfalls ungefragt an seinem Badevergnügen teilhaben und sprang nun mit einem gellenden Schrei auf.

Erstaunt sah Bruno mich an. Er fand wohl, dass ich mich immer ziemlich albern anstellte, wenn es um Wasser ging. Aber natürlich wollte ich nicht – durchgeschwitzt und jetzt auch noch halb durchnässt – in Gefahr geraten, mir eine Erkältung einzufangen. Also machten wir uns auf den Rückweg.

Bruno hatte sich in den Dreck gelegt und schaute mir nun verwundert dabei zu, wie ich das tat, was ich ihm immer verbot: ein Loch graben. So etwas hatte er noch nicht erlebt! Er war es eigentlich gewohnt, dass ich seine eigenen Tiefbauwerke wieder zuschüttete, ohne sie je entsprechend zu würdigen. Und nun tat ich es selber!

Die quadratische Verfärbung war in der Tat kaum sichtbar gewesen, wenn man direkt vor dem langen, flachen Sandhügel stand, der sich hinter mei-

nem Haus erstreckte. Vom Boden aus würde man nie auf die Idee kommen, hier eine Form zu erkennen, doch mit den Bildern der Satellitenaufnahmen im Kopf ... Ich hatte einen Moment davorgestanden und es unvermittelt erkannt. Danach war es ein Leichtes gewesen, die Verfärbung am Rande des sanften Hügels zu entdecken. Ich hatte seinen Umriss abgesteckt und angefangen zu graben.

Es war mittlerweile richtig warm geworden und ich rieb mir den Schweiß von der Stirn. Ich hatte jetzt einen guten Meter ausgeschachtet, doch bisher war ich auf rein gar nichts gestoßen. Um mich besser in der Grube bewegen zu können, begradigte ich mit dem breiten Blatt der Sandschaufel die Ränder ein wenig. Dann wollte ich vielleicht noch dreißig Zentimeter tiefer graben, bevor ich mein Vorhaben aufgeben würde. Es war wohl doch eine Schnapsidee gewesen ...

»Trinken!«, murmelte ich und warf die Schaufel in den beachtlichen Sandhaufen, den ich bereits angehäuft hatte.

Bruno sprang auf und beobachtete schwanzwedelnd, wie ich um die Haus-ecke herum verschwand.

Als ich wieder zurückkehrte, sah ich das Hinterteil des Hundes aus der Grube ragen und den hellgelben Sand in hohem Bogen zwischen seinen Beinen hervorfiegen. Bruno war nicht untätig geblieben und hatte weitergegraben.

»Braves Tier!«, ermunterte ich ihn.

Mit einer Flasche Limonade in der Hand blieb ich neben dem Loch stehen und beobachtete für einen Moment fasziniert seine Grabtechnik. Plötzlich schabten seine Vorderkrallen über etwas Steinernes und Bruno wurde langsamer. Prima! Jetzt hatten wir einen dicken Felsbrocken entdeckt, oder was? Ich beugte mich zu Bruno hinab, der stürmisch versuchte, mir die Wange zu lecken.

»Bäh! Lass das!«, wehrte ich ihn ab und hielt mir seinen zotteligen Kopf aus dem Blickfeld, um etwas erkennen zu können.

Eine dunkle Wölbung war dort unten im Sand erschienen. Sie lief nach oben hin schlank zu. Ob das ein Stein war? Sah eigentlich nicht so aus ...

»Bruno! Komm raus da! Ich glaub, du hast was gefunden!«

Der Hund tat, wie ihm geheißen, und machte mir Platz. Vorsichtig, ohne auf das Objekt zu treten, beugte ich mich auf den Boden der Grube. Mit der Hand strich ich über die bauchige Wölbung des Steins und wischte ein wenig Sand von seiner Oberfläche.

Nein – dies war kein Stein! Fast wirkte es wie ein Tongefäß. Oder eine Amphore. Auf jeden Fall irgendein altes Behältnis. Wahrscheinlich ein Überbleibsel der Bauarbeiten an diesem Haus im vergangenen Jahrhundert, mutmaßte ich.

Enttäuscht streckte ich mich durch. Dafür also die ganze Arbeit! Für eine alte Bierflasche oder einen Tonkrug, der vielleicht einmal Apfelmost enthalten hatte.

Ein letztes Mal beugte ich mich hinunter. Aus dem Blickwinkel, den ich in diesem Moment einnahm, meinte ich, gezackte Linien auf der Oberfläche des Gefäßes erkennen zu können.

Verwundert rieb ich mich am Hinterkopf. Gezackte Linien auf einer alten Tonflasche? Das passte nicht zusammen ...

»Bruno! Ich glaube doch nicht, dass dies bloß eine alte Bierbuddel ist!«, murmelte ich mehr zu mir selbst.

Neugierig kam Bruno an den Rand der kleinen Grube und verdunkelte mit seinem großen Kopf die Sonne.

»Ich grab das Ding jetzt aus! Vielleicht haben wir doch was Interessantes gefunden ...«

Schnaufend legte sich mein Hund wieder hin und beobachtete meine weiteren Aktivitäten aus sicherer Entfernung. Mit den bloßen Händen schabte ich den Sand rund um das Gefäß zur Seite und nach und nach entblößten sich die Konturen einer etwa 30 Zentimeter langen und 15 Zentimeter breiten, rotbräunlich schimmernden und mit einer Art Fischgrätenmuster beritzten Tonamphore!

Als ich das Gefäß ausreichend gelockert hatte, rüttelte ich vorsichtig daran. Es löste sich! An der Unterseite blieb eine dicke Schicht Sand kleben, als ich das schwere Ding sorgsam aus der Grube hob. Offenbar war es mit irgendwas gefüllt, zumindest ließen die lose klappernden Geräusche aus dem Inneren darauf schließen. Auch sein Gewicht sprach dafür. Im Hals der Amphore steckte ein schwarz angelaufener Stein, der dort wie eine Art Korkenersatz hineingestopft worden war. Aber es befand sich noch ein weiterer Gegenstand direkt darunter im Sand ...

Erneut schob ich sorgfältig und aufmerksam ein wenig davon beiseite. Dieses Objekt war viel größer! Indem ich meinen Zeigefinger an verschiedenen Stellen in den Boden stieß, konnte ich seine runde Form ertasten. Ein Teller?

Ich schob den Sand auf einer Fläche von 40 Zentimetern Durchmesser

fort und zog kurz darauf eine große, flache Scheibe aus dem Boden. Sie bestand aus einem festen, dünnen Material, vielleicht Metall. Doch unter der Sand- und Dreckschicht war sie vollkommen verrostet, regelrecht schwarz. Dieses Ding hatte im Feuer gelegen, bevor es hier vergraben worden war, so viel war sicher.

Ich nahm eine Ecke meines T-Shirts und rieb kräftig am unteren Rand. Der Ruß löste sich sofort und gab eine grüne Patina frei. Das deutete auf Bronze oder Kupfer hin. Begeistert rieb ich weiter, rieb die gesamte untere Kante sauber. Ein goldglänzender Bogen erschien dort!

Wahnsinn! Was war das?

Vorsichtig legte ich die Scheibe an den Rand der Grube und stieß weiter im Boden herum. Doch außer ein paar kleinen Kieselsteinchen konnte ich nichts mehr entdecken. Aber das reichte ja wohl auch, oder? Das Zeug sah alt aus, sehr alt sogar. Eindeutig war es aber erst vor einigen Jahren hier vergraben worden.

Aber von wem und warum? Egal – erst mal wollte ich die Sachen genauer untersuchen. Da ich den Teller, oder was auch immer das war, am spannendsten fand, kümmerte ich mich zuerst um diesen.

In der Duschwanne befreite ich ihn mithilfe eines lauwarmen Wasserstrahls von Dreck und Sand. In kürzester Zeit kam eine prachtvolle Scheibe zum Vorschein! Eine Reihe von etwa zwei mal zwei Zentimeter tiefen Mulden an ihren Rändern wechselte sich mit vergoldeten Bögen, Kreisen und weiteren Gebilden ab, die mich an Halbmonde erinnerten. Zahlreiche vergoldete Punkte waren in unregelmäßiger Formation über den Teller verteilt.

Was zur Hölle war das?

Ich wusste nichts damit anzufangen.

Aber was hatte ich auch erwartet? Eine Truhe voller Goldmünzen? Opas geheimes Geldversteck? Zumindest sah dieses Zeug halbwegs wertvoll aus. Mit Metallen kannte ich mich aus, daher wusste ich nach näherem Betrachten, dass ich Bronze vor mir hatte.

Ernüchtert wandte ich mich der Amphore zu. Ich hatte sie ebenfalls bereits abgespült und staunte über ihr immenses Gewicht.

Das Gefäß war dickbauchig und lief zum Hals hin schlank zu. Nach der Befreiung vom Schmutz erstrahlte es jetzt in dunklem Braun-Rot. Drei Reihen Zackenlinien verliefen mittig um die Bauchwölbung.

Den schwarzen Stein, der als Gefäßverschluss diente, herauszubekommen, erwies sich als ziemlich schwierig. Er war verkantet und ich fürchtete mich

davor, das Gefäß zu beschädigen. Doch nach einigen Versuchen hatte ich es geschafft ...

Ich setzte mich an den Wohnzimmertisch und kippte die Amphore vorsichtig um. Klackernd fiel ein kleines Holzplättchen heraus. Es war dunkel angelauten, rund, sehr flach und etwa zwei Zentimeter im Durchmesser, sah aber nicht alt aus. Sonst nichts. Irritiert legte ich die Amphore wieder hin und nahm das Holzstückchen in die Hand. Ich drehte es – und siehe da: Auf der anderen Seite war ein Zeichen eingeritzt! Ein langer Strich mit zwei nach oben strebenden, kürzeren Strichen. Es erinnerte mich entfernt an ein *F*.

Wie alt mochte dieses Ding sein? Einige Jahre vielleicht, maximal Jahrzehnte. Die Kanten des Plättchens waren sauber und gerade, so, als hätte man es mit einer Laubsäge aus einer dünnen Scheibe Holz gesägt und die Kanten hinterher mit Schmirgelpapier geglättet.

Ich schüttelte das Gefäß erneut und etliche weitere der Holzplättchen fielen heraus. Insgesamt gab es mehr als ein Dutzend davon in dieser Amphore. Sie alle trugen diese merkwürdigen Ritzungen auf einer Seite. Eines sah aus wie ein *R*, ein anderes wie ein *X*, ein drittes wie ein *M*. Wieder andere erkannte ich gar nicht, denn die Zeichen sahen fremd aus.

Ich hatte keine Vorstellung, was dies sein sollte. Vielleicht Amulette? Anhänger einer Halskette? Oder irgendein altertümliches Kinderspiel?

Dann hatte ich eine Idee und versuchte, eines der Holzplättchen in eine der Mulden der Scheibe einzupassen.

Passte genau! Als ob die Mulden dafür gemacht worden wären! Gut – offenbar gehörten die Scheibe und diese Amulette zusammen!

Und was jetzt? Sollte ich die Polizei über den Fund verständigen? Nein, das war lächerlich! Wahrscheinlich war dies bloß ein Kinderspielzeug aus dem vorletzten Jahrhundert. Doch warum hier? Und wieso hatte jemand vor nicht allzu langer Zeit offenbar genau an dieser Stelle gegraben? Waren diese Sachen dann erst dort hineingekommen oder hatten sie immer schon da gelegen? Ich hatte keine Ahnung.

Ich beschloss, vorerst nichts zu tun. Die Grabung war zwar spannend gewesen, aber nun musste es auch gut sein. Ich würde in den nächsten Tagen sehen, was ich mit meinem Fund anfangen konnte. Vielleicht mit in die Uni nehmen und einem Professor zeigen? Ja, das würde das Beste sein ...

Ich sah auf die Uhr. Schon nach vier! Und ich hatte noch keine einzige Zeile für meine Werkstoffkundearbeit geschrieben! Verdammte! Und in wenigen Stunden würde Julia kommen!